XXIII. Jahrg. Berlin, den 28. August 1915. Nr. 48.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Seite

Die Internationalität der Wissenschaft. Von Max Lewandowsky 249
Ein Vorbild. Von Paul Ernst 260
Ludolf Camphausen. Von Matthieu Schwann 263
Zwei Franzosen. Von Heinrich Spiero 269
Jugend. Von Edith Nebesong 272
Kriegererlebniß 275

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1915.

Everth & Mittelmann, Bankgeschäft,
Gegr. 1875. **BERLIN C. 19, Petriplatz 4,** Gegr. 1875.
an der Gertraudtenstrasse.
Wir kaufen und verkaufen im freien Privatverkehr
sämtliche in- und ausländischen Staatsanleihen, Pfandbriefe und Eisenbahn-Obligationen.

Marcus Nelken & Sohn, Bankgeschäft.
Gegr. 1819. **BRESLAU BERLIN.** Gegr. 1819.
An- und Verkauf von Wertpapieren im freien Privatverkehr.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!
Mosse & Sachs
Bankgeschäft
Berlin NW. 7, Unter den Linden 56
Fernspr.: Zentrum 12450-12452. Telegramme: Samossbank
Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.
Fernsprecher: Steinplatz 9634-9635.
Stahlkammer mit Safesanlage.

Sanatorium Bühlau
bei Dresden.
Stets geöffnet. Prospekte frei.

Ich bin **Käufer** von deutschen Kreis- u.
Stadtanleihen
u. and. deutsch. Rentenwerten, ferner v. Pfandbriefen und Obligationen deutscher Hypothekenbanken zu kulanten Kursen.
T.-A. Zehlendorf 920 u. 922. **Max Oske,** Zehlendorf-Wannseeb.

Berliner Zoologischer Garten
Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!
Täglich grosses Konzert.
Neu! AQUARIUM mit Terrarium u. Insektarium.

Korporation der Kaufmannschaft von Berlin
Handels-Hochschule Berlin
Das amtliche Verzeichnis der Vorlesungen und Uebungen im Wintersemester 1915/16 nebst Stundenübersicht ist erschienen und kann zum Preise von 30 Pfg. durch den Verlag von GEORG REIMER, BERLIN W. 10, oder vom Sekretariat der Handels-Hochschule (Berlin C. 2, Spandauer Strasse 1) bezogen werden.
Erste Immatrikulation: Montag, den 25. Oktober.
Beginn der Vorlesungen und Uebungen: Dienstag, den 26. Oktober.
Der Rektor: Eltzbacher.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft" nur durch Max Kirstein, Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 10809 u. 10810.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. August 1915.

Die Internationalität der Wissenschaft.

In den ersten Wochen des Krieges haben manche Gelehrte ihren Austritt aus fremdländischen, besonders englischen, Gesellschaften angezeigt, in denen sie als korrespondirende oder als Ehrenmitglieder geführt wurden. Andere Gelehrte widersprachen und erklärten, daß sie einen solchen Austritt für unnöthig oder sogar unerwünscht ansehen. In den Tages- und Fachzeitungen fand diese Angelegenheit ihren Widerhall nach dieser oder jener Richtung. Einig war man wohl in dem lebhaften Bedauern über die Störung des internationalen Betriebes der Wissenschaft. Nur wenige Stimmen erhoben sich, die gerade von einer national abgeschlossenen Entwickelung der Wissenschaft Besonderes erwarteten. Fast allgemein hoffte man, daß wenigstens möglichst bald nach dem Kriege die „Internationalität" der Wissenschaft wieder aufgenommen und gepflegt werde. Was die vielerwähnte Internationalität der Wissenschaft aber eigentlich ist, darüber hat man sich ausgeschwiegen. Wer dürfte denn zweifeln, daß die Wissenschaft grundsätzlich international und daß einer der unveräußerlichen Bestandtheile dieser Internationalität die Zugehörigkeit deutscher Gelehrten zu fremdländischen und fremdländischer Gelehrten zu deutschen Gesellschaften sei?

Vielleicht kann es zur Hebung des allgemeinen Bedauerns über die Störung der wissenschaftlichen Internationalität ein Wenig beitragen, wenn Jemand, der immerhin schon zwanzig Jahre in wissenschaftlicher Arbeit steht, freilich nur Einblick in die Medizin und ihre naturwissenschaftlichen Nachbarwissenschaften hat, einmal kühl und sachlich die Frage zu beantworten sucht, was und was nicht die „Internationalität der Wissenschaft" ist,

was sie leisten könnte und was demnach an ihr förderns-werth, was an ihrer Störung bedauerlich ist.

Beginnen wir mit dem wissenschaftlichen Unterricht an den Hochschulen; Universitäten, Polytechniken und ähnlichen. Ist der Hochschulunterricht auch nur eine Vorbereitung auf wissenschaftliche Arbeit, so ist er doch eine nothwendige Vorbereitung. Nicht nur die Ausbildung für die „gelehrten Berufe", sondern zugleich die Grundlage der wissenschaftlichen Produktion eines Landes. Dieser Hochschulunterricht nun ist überall mündlich; und dadurch eben sind der Internationalität hier von vorn herein ganz enge Schranken gesetzt, die bleiben werden, auch wenn sie theoretisch zu bedauern wären. Der Hochschulunterricht erfordert eben die Beherrschung der Landessprache durch Lehrer und Hörer. Wenn ein Staat zwei Landessprachen hat, wie etwa die Schweiz, so muß er entweder zweisprachige Universitäten oder getrennte Universitäten für die beiden Sprachen einrichten. Nichts hindert Deutsch-Schweizer oder Deutsch-Oesterreicher, sich an dem Hochschulunterricht Deutschlands zu bilden; eben so kann es der Belgier an französischen Hochschulen machen. Das ist ja um so leichter möglich, als die gemeinsame Sprache eine weitgehende Kulturgemeinschaft erzeugt hat, die sich in der Art und Richtung des Hochschulunterrichtes widerspiegelt. Ob eine Vorlesung an einer deutschen, deutsch-österreichischen oder deutsch-schweizerischen Universität gehalten wird: sie wird immer ungefähr die selben Voraussetzungen, die selbe Form und den selben Inhalt haben und sich wesentlich nur in individuellen, aber nicht aus der Nationalität des Dozenten begründeten Zügen unterscheiden. Daher auch die häufigen Berufungen akademischer Lehrer an Universitäten anderer Staaten des selben Sprachgebiets. Eben deshalb aber hat auch der Student kaum einen sachlichen Grund, sein Vaterland zu verlassen, um an einer gleichsprachigen Hochschule eines anderen Landes zu studiren. Wenn ein deutscher Student nach der Schweiz geht, thut ers im Allgemeinen der Berge, nicht der Universität wegen. Auch erlauben die einzelnen Staaten solche studentische Abwanderung in gleichsprachige Gebiete nur in sehr beschränktem Maß, nur für kurze Zeit. Das ist auch kaum anders möglich, weil die Lehrpläne, die Examina, in manchen Wissenschaften, zum Beispiel: der Jurisprudenz, auch Stoff und Richtung des Unterrichtes in verschiedenen Staaten verschieden sein müssen. Selbst wenn aber ein regerer Austausch von Studenten gleichsprachiger Länder ermöglicht werden sollte, so würde damit aus den angeführten Gründen für die Ausbreitung wissenschaftlicher Bildung nichts zu ge-

winnen sein und auch nichts für die Annäherung der Völker. Hat doch der Krieg von heute wieder gezeigt, daß gemeinsame Sprache eine feste Grundlage gemeinsamer Sympathien ist. Die deutsche Schweiz sympathisirt mit uns, die französische mit Frankreich; und wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht nur mit ihrer Munition, sondern auch mit ihrem Herzen auf der Seite Englands stehen, so liegt Das vielleicht im Grunde weniger an der vorherrschenden Gemeinsamkeit der nationalen Abstammung als an der Gemeinsamkeit der Sprache. Trotz allen schönen Gedanken über Staatenbünde hat sich bisher die gemeinsame Sprache als das festeste Bindemittel erwiesen; und die Zeiten, wo Völker derselben Sprache gegen einander Krieg führten, dürften endgiltig vorüber sein.

Wer als Student eine fremdsprachige Universität besuchen will, muß die fremde Sprache beherrschen. Schon daran liegt es, daß solcher Studentenaustausch zwischen Deutschland, England, Frankreich und Italien niemals die geringste Bedeutung hatte noch haben wird. Nicht der tausendste Student eines dieser Länder versteht eine fremde Sprache so gründlich, daß er dem Unterricht mit Nutzen oder gar mit Genuß folgen könnte. Ein kleines Häuflein deutscher Studenten zog wohl an die Universitäten der französischen Schweiz, aber mehr, um die fremde Sprache, als um in der fremden Sprache zu lernen. Selbst die „kleinen" Sprachen Zugehörigen bevorzugen ihre eigenen Universitäten, wenn auch die ihnen nothwendige größere Sprachkenntniß sie öfter zu Ausflügen nach fremden Ländern bestimmte. Von der Bodenständigkeit der Studenten giebt es nur eine größere Ausnahme: das Studium der russischen Juden im Ausland, das unter dem Zwang der grausamen russischen Gesetzgebung nöthig war. Die Gastfreundschaft, welche die deutschen Universitäten (neben ihnen kamen wesentlich nur noch die schweizerischen in Frage) den armen russischen Studenten gewährten, scheint sich, nach Berichten aus dem Kriege, schon belohnt zu haben. Wenn, was ich für zweifellos halte, die große Masse der polnischen Juden zu Deutschland neigt und die deutschen Truppen nach Möglichkeit unterstützt, so geschieht Das natürlich aus Haß gegen die russischen Bedrücker; aber im Unterbewußtsein wirkt doch auch Dankbarkeit für die deutsche Bildung mit, die der beste Theil dieses armen Volkes in Deutschland gefunden hat. Dieser Einzelfall der deutschen Hochschulbildung russischer Juden mit seinen politischen Folgen kann übrigens als ein Hinweis darauf gelten, welchen Nutzen ein internationaler Studentenaustausch in größerem Maß für die Be-

ziehungen der Völker zu einander haben könnte. Aus diesem politischen Grund ist es schade, daß er nicht in größerem Umfang zwischen anderen Völkern möglich war und für lange Zeit auch nicht möglich sein wird.

Man hat in den letzten Jahren statt des Studentenaustausches einen Dozentenaustausch mit fremdsprachigen Ländern versucht und mit Amerika angefangen. Ein amerikanischer Professor wurde nach Deutschland geschickt, ein deutscher nach Amerika. Der Sinn dieses Austausches konnte nur ein politischer sein; denn eine fruchtbare Ausbreitung wissenschaftlicher Gedanken durch einen akademischen Lehrer, der für einige Monate oder ein Jahr an eine fremde Universität geholt wird, ist nahezu ausgeschlossen. Daß die Erweckung wirksamer Sympathien durch einen solchen Dozentenaustausch möglich wäre, kann nicht ohne Weiteres bestritten werden. Voraussetzung dafür wäre jedenfalls ein angemessener Umfang dieses Austausches. Bisher war er, wie so viel politisch Gemeintes bei uns, in der Bekundung persönlicher Liebenswürdigkeiten stecken geblieben; und für die nähere Zukunft ist ohnehin wohl kaum eine Möglichkeit, daß wir unsere amerikanischen Freunde auf unseren Lehrstühlen sehen könnten. So würde denn die Vermittelung internationaler Freundschaften auf dem Weg der Hochschulbildung ein vages Zukunftbild bleiben, selbst wenn sie möglich wäre. Im Grund freilich glauben wir, daß für die Politik die Wissenschaft immer ein unbedeutendes Mittel bleiben wird, verglichen mit der Gewalt der nationalen Affekte und den wirthschaftlichen Kräften. Für die Entwickelung der Wissenschaft selbst aber kann der internationale Austausch des Hochschulunterrichtes gar keine Bedeutung haben.

Wenn die Wirkung des akademischen Unterrichtes und zugleich ihre Einschränkung auf seiner Mündlichkeit beruht, so geschieht die Verbreitung der neuen wissenschaftlichen Erkenntniß durch den Druck. Das gesprochene Wort ist hier unnöthig; wenn auch ein geringer Theil der neugewonnenen Erkenntnisse in wissenschaftlichen Versammlungen gelegentlich vorgetragen wird, so haben solche wissenschaftlichen Vorträge immer nur eine lokal anregende Bedeutung. Der Allgemeinheit werden sie erst durch den Druck zugänglich. Nur durch den Druck werden sie beweisbar oder widerlegbar. Was nicht gedruckt ist, lebt nicht in der Wissenschaft. Dieser Satz ist richtiger als der alte Spruch, daß nicht existire, was nicht in den Akten ist. Wissenschaftliche Erkennnisse werden heute auch durch den Druck überall verbreitet, durch Bücher und Fachzeitungen, die wenige Tage nach dem Erscheinen schon

in alle Länder und an alle Stätten gelangen, wo Wissenschaft gepflegt wird. Diese internationale Freizügigkeit wissenschaftlicher Druckwerke aber wird nach dem Kriege gewiß nicht geändert werden; jedes Volk wird die Bücher, Schriften und Zeitschriften des anderen nach wie vor kaufen, kaufen müssen, als Grundlagen wissenschaftlicher Weiterarbeit. Solche Arbeit ist heute nur noch Dem möglich, der das über eine Frage vorliegende Material kennt. Damit ist die wissenschaftliche Intuition noch nicht ausgeschaltet. Aber wer sich heute nur auf sie verlassen will, kommt leicht in die Lage des Mannes, der den Telegraphen erfunden hat und auf den Einwurf, er sei doch schon erfunden, stolz antwortet: „Aber nicht von mir.“ Wer nicht seine Arbeitkraft sinnlos vergeuden will, muß sich über die Leistungen nicht nur des eigenen, sondern auch aller anderen Völker innerhalb seines Arbeitgebiets auf dem Laufenden halten. Je mehr ein Volk wissenschaftlich arbeitet und veröffentlicht, um so mehr wird seine wissenschaftliche Literatur von den anderen gebraucht. Da aber kein anderes Land auch nur annähernd so viel produzirt wie Deutschland, ist keine andere Literatur fremden Völkern so unentbehrlich wie die deutsche. Die Bedeutung der in deutscher Sprache erscheinenden wissenschaftlichen Literatur, die ja auch aus der deutschen Schweiz und aus Oesterreich gespeist wird, ist so groß, daß, besonders auf dem Gebiete der Medizin und Naturwissenschaft, in keiner anderen Sprache auch nur annähernd so viel fremdländische Arbeit veröffentlicht wird wie in den deutschen Zeitschriften. Jeder Redakteur medizinischer Zeitschriften weiß, daß man sich manchmal der Angebote aus fremden Sprachen übersetzter Arbeiten kaum erwehren kann; und dabei sind es keineswegs die „kleinen“ Sprachen, besonders Hollands, der nordischen Staaten, auch Polens und der Balkanstaaten, die in deutscher Uebersetzung eine Zuflucht in deutschen Zeitschriften suchen: sehr viel liefert auch Rußland und sogar Italien. Der Gründe, warum gerade die deutschen Zeitschriften von den Ausländern gewählt werden, sind zwei. Der eine: daß bei uns die größte Verbreitung und Wirkung gesichert ist; der zweite: daß nur der deutsche Verlagsbuchhandel bisher so viel Opferwilligkeit und Voraussicht (nämlich internationaler Verbreitung) aufgebracht hat, Zeitschriften solchen Umfanges zu gründen, daß in ihnen nicht nur die deutsche, sondern auch noch ein Theil ausländischer Publikationen Platz hat. Dazu hat deutsche Wissenschaft und deutscher Unternehmergeist noch eine besondere Art wissenschaftlicher Literatur geschaffen, die, wenigstens auf den mir bekannten Gebieten, in anderen Ländern sich nur in ganz unge-

nügenden Andeutungen findet: die großen Berichtssammlungen in ihren verschiedenen Arten. Die wissenschaftliche Literatur hat heute einen so großen Umfang erreicht, daß auch innerhalb eines Sondergebietes Niemand alle Arbeiten im Urdruck lesen kann. Außerdem beherrscht nicht Jeder auch nur die drei oder vier Hauptsprachen und ein großer Theil der wissenschaftlich Arbeitenden lebt an Orten, die keine Bibliothek haben, wo also die Beschaffung der umfangreichen Originalveröffentlichungen beinahe unmöglich ist. Zwar kann noch heute kein wissenschaftlicher Arbeiter auf das Lesen der Originalarbeiten verzichten; aber gute Berichte können ihm viel ersetzen, das Wesentliche vermitteln und er entnimmt ihnen, welche Originalarbeiten er sich unbedingt verschaffen muß. Die aus diesem Bedürfniß und dieser Nothlage hervorgewachsene vermittelnde wissenschaftliche Literatur wird in Deutschland in allen möglichen Formen gepflegt. Fast auf allen Wissensgebieten, wenigstens im Bereich der reinen und angewandten Naturwissenschaften, erscheinen periodische Zeitschriften, meist wöchentlich oder monatlich, die über die Originalarbeiten bald nach ihrem Erscheinen berichten; auch werden Jahresberichte herausgegeben, die also die Publikationen eines ganzen Jahres auf einem Gebiet zusammenfassen und von denen einige, wie die der Chemie, schon auf eine lange Geschichte zurückblicken; ferner erscheinen, meist unter dem Titel „Ergebnisse" oder „Fortschritte", Publikationen, die innerhalb eines Wissensgebietes mehr oder weniger umgrenzte Themata mit genauer Ausführung der etwa im Laufe von fünf bis zehn Jahren gelieferten Arbeiten kritisch beleuchten; endlich große Handbücher, die ganze, mehr oder weniger umfangreiche wissenschaftliche Gebiete bis zum Zeitpunkt ihres Erscheinens gewissermaßen in bequemer Form magaziniren. Alle diese verschiedenen Arten vermittelnder Literatur sind Sammelarbeiten, die einer redaktionellen Planung und Ordnung bedürfen. Daß sie fast nur in Deutschland gedeihen, ist erstens einer der Beweise für das deutsche Organisirtalent, zweitens einer für die Selbstlosigkeit der deutschen Wissenschaftler im Interesse des Ganzen. Diese vermittelnde Literatur kostet ihre Verfasser ja nur Zeit, die der eigenen produktiven Arbeit verloren geht. Die Gesammtheit, der die Arbeit zu Gut kommt, ist und wird bleiben die Gesammtheit aller Nationen. Alle Nationen brauchen und benutzen diese Literatur und werden sich in ihrem eigenen Interesse hüten, sie etwa in Zukunft auszusperren.

Man darf sagen, daß durch den Umfang und die Art ihrer wissenschaftlichen Literatur die deutsche Sprache die wichtigste Ge-

lehrtensprache geworden ist. Eine neutrale Gelehrtensprache, wie im Mittelalter die lateinische war, wird es eben so wenig jemals wieder geben, wie eine Weltsprache entstehen wird. Wer heutzutage Deutsch nicht lesen kann, Der mag manchmal sehr originell sein, aber er wird sich viel unnütze Mühe machen müssen, wird viel entdecken, was schon entdeckt ist, und seine Arbeiten werden unvollkommen sein. Auf dem mir am Nächsten liegenden Wissensgebiete der Medizin lassen sich diese Folgen mangelnder Deutschkenntniß besonders bei ziemlich vielen französischen Autoren feststellen. Der Franzose spricht und liest ja wohl auch am Wenigsten fremde Sprachen.

Diese Darstellung sollte die Thatsache beleuchten, daß die internationale Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse nicht aufhören kann. Wer sich absperren wollte, würde der leidende Theil sein. Wer am Meisten giebt, gewinnt am Meisten. Daß in dieser Lage Deutschland ist, war für meine Betrachtung von nebensächlicher Bedeutung. Hauptsache ist, daß durch die Verbreitung wissenschaftlicher Druckschriften jetzt beinahe der ganze internationale Austausch des neu erarbeiteten Wissensstoffes geleistet wird, also, außer vielleicht während der Kriegsdauer, während der aber auch der Betrieb der Wissenschaft im Wesentlichen ruht, nicht unterbunden werden kann.

* *
*

Wenn man aber so allgemein von der Internationalität der Wissenschaft spricht, meint man, glaube ich, gar nicht die internationale Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Forschungergebnisse, sondern der Laie hat die unbestimmte Vorstellung, daß die wissenschaftliche Arbeit und die Entwickelung wissenschaftlicher Erkenntniß selbst unter der Störung der internationalen Beziehungen leiden müsse. Ist die Wissenschaft wirklich ein internationales Erzeugniß, bedarf sie zu ihrem Fortschritt der internationalen Beziehungen, außer denen, die durch die Verbreitung wissenschaftlicher Druckschriften ohnehin gesichert sind?

Vielleicht ist diese Meinung unter den Laien durch die in den Zeitungen immer wiederkehrenden Berichte über die internationalen wissenschaftlichen Kongresse entstanden. Jeder Fachmann weiß, daß diese Kongresse (je größer, um so mehr) leere Demonstrationen und Schaustellungen sind. Man hört sich wohl den Vortrag irgendeiner „Berühmtheit“ an; der bringt aber kaum jemals Etwas, das der Fachmann aus ihren Schriften nicht schon

wüßte, und bei den meisten Vorträgen herrscht gähnende Leere, schon deshalb, weil fast Niemand eine fremde Sprache, auch, wenn er sie lesen kann, so beherrscht, daß er dem fremdsprachigen Vortrag folgen kann. Obendrein ist zu einer Diskussion von einiger Gründlichkeit niemals Zeit. (Nichts ist schon in einsprachigen Gesellschaften seltener als eine auf sachlicher Höhe stehende Diskussion.) Die Vorträge selbst werden abgeschnitten, damit ja Jeder herankommt und sich am nächsten Morgen gedruckt in der Tageszeitung sieht. Unsinnig ist es, von den „Arbeiten" solcher Kongresse zu sprechen. Gearbeitet wird da überhaupt nicht. Von einem gewissen Werth mögen persönliche Bekanntschaften unter Fachgenossen sein, die, abseits von der Versammlung, zu einem anregenden Gespräch führen; aber zum größten Theil sind die internationalen Kongresse Vergnügungen und sie würden nicht weniger, eher mehr, besucht sein, wenn man den wissenschaftlichen Theil zu Gunsten der gesellschaftlichen Veranstaltungen ganz aufgäbe, als da sind: Eröffnungen durch Fürsten oder Minister, Festessen mit gegenseitigen, oft bis zum Ekel lobhudelnden Tischreden, Bierabende, Besichtigungen, Theateraufführungen. Daß Deutschland die Internationalität solcher Kongresse von nun an wohl den anderen Staaten überlassen wird, werden im Interesse des Ernstes deutscher Wissenschaft unendlich viele Deutsche freudig begrüßen.

Giebt es denn aber nun nicht große Aufgaben der Wissenschaft, die nur durch internationale Arbeit, durch persönliche Berührung also der Vertreter mehrerer Länder gelöst werden können? Diese Voraussetzung ist doch wohl der Sinn der Klage um die durch den Krieg verloren gegangene Internationalität. Diese Voraussetzung gründet sich auch gewiß nicht allein auf Zeitungphrasen, sondern auf die unbestreitbare Thatsache der immer weiter fortschreitenden Organisation der wissenschaftlichen Forschung. Die Zeiten, wo aus dunklem Grunde durch das ganz persönliche Genie des einzelnen Forschers eine plötzlich weithinstrahlende Wahrheit gehoben wurde, sind vorbei. Zwar war die Wissenschaft, mit der Kunst verglichen, immer etwas Unpersönliches. Hätte der eine Beethoven, der eine Lionardo nicht gelebt, ihre Werke wären nie entstanden. Hätte Harvey nicht gelebt, der Blutkreislauf wäre doch entdeckt worden, vielleicht fünfzig, vielleicht hundert Jahre später, aber entdeckt worden wäre er. Der Einzelne wirkt in der Wissenschaft, um einen Ausdruck anzuwenden, der in der Chemie für die Beschleunigung chemischer Reaktionen im Gebrauch ist, katalytisch; er beschleunigt die Entwickelung nur, die

auch sonst eingetreten wäre. Der Künstler ist ganz und allein der Schöpfer seines Werkes. Mit der immer weiter fortschreitenden Vertiefung und Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntniß ist die ohnehin beschränkte Bedeutung, die dem Einzelnen bei der Erarbeitung wissenschaftlicher Erkenntniß zufallen kann, immer mehr nivellirt worden. Immer geringer wird die beschleunigende Wirkung, die der Einzelne auf die Entwickelung des Ganzen hat; dasselbe Ergebniß wird ja oft zu gleicher Zeit von zwei oder mehr Forschern gefunden. Ich bin weit davon, die Bedeutung der großen Persönlichkeit in der Wissenschaft zu unterschätzen; aber sie muß sich, will sie sich entfalten, heute viel mehr als früher auf die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, auf die Arbeiten Anderer, stützen. Und auch der Einzelne, der eine umfassende wissenschaftliche Idee zur Geltung bringen will, kommt heute sehr oft mit seiner eigenen Arbeitkraft nicht aus; er bedarf der Organisation, um seine Gedanken wissenschaftlicher Prüfung und Durcharbeitung zuzuführen. Ein Beispiel, das auch dem Laien einleuchten wird, ist Ehrlichs Salvarsan. Es trug bekanntlich früher als Bezeichnung nur die Zahl 606: es war das sechshundertsechste der Mittel, mit denen Dutzende von Thierversuchen, jeder mit bakteriologischen und mikroskopischen Prüfungen, angestellt werden mußten; und die einzelnen 606 Substanzen waren nicht etwa fertig, sondern mußten in mühsamer Arbeit mit verwickelten Methoden erst hergestellt werden. Und dieses Beispiel ist noch ein kleines und enges. Die Nothwendigkeit solcher wissenschaftlichen Organisation hat die großen Institute geschaffen, die, bei uns zuerst durchweg im Anschluß an die Universitäten gegründet, jetzt zum Theil von dem Unterricht getrennt sind und als Forschunginstitute (Kaiser-Wilhelm-Institute) vom Staat und von wissenschaftlichen Gesellschaften unterhalten werden. Die Anerkennung der Nothwendigkeit umfassender wissenschaftlicher Organisation bedeutet aber durchaus noch nicht die Nothwendigkeit internationaler Organisationen. Die ganze organisatorisch geleistete Arbeit der Universitäten und Institute verfolgt zwar zum geringsten Theil nationale Zwecke; ihre Ergebnisse dienen allen Nationen. Aber ist die Arbeit damit eine internationale? Etwa, weil wir in großer Gastfreundschaft und Gutmüthigkeit vielen fremden Forschern erlaubt haben, sich daran zu betheiligen? Diese Fremden kamen, um unsere Organisation der Wissenschaften zu lernen; wir haben ihrer nicht bedurft. Manchmal haben sie unseren Landsleuten die Arbeitplätze weggenommen. Wenn in Frankreich und in Amerika einige Institute wirklich von Mitgliedern verschiedener Völker

geleitet werden (im Rockefeller-Institut haben ein Deutscher, ein Franzose und ein Japaner leitende Stellungen), so hat diese Internationalität als solche für die Arbeit der Institute gar keine Bedeutung. Die wissenschaftliche Arbeit ist nicht national und nicht international, sie ist anational: sie hat mit der Nationalität überhaupt nichts zu thun. Ob der Einzelne innerhalb oder an der Spitze einer wissenschaftlichen Organisation Amerikaner oder Japaner ist, ist für die Arbeit völlig gleichgiltig, wenn er nur die Fähigkeiten für seinen Posten hat. Jede Nation sollte freilich die Pflicht fühlen, ihre eigenen Forscher so zu versorgen, daß sie nicht gezwungen sind, ins Ausland zu gehen, wie gerade deutsche Gelehrte bisher viel zu oft thun mußten.

Die Nothwendigkeit internationaler Organisation mag für einige Sonderprobleme zugegeben werden; als größtes von ihnen wäre das Völkerrecht zu nennen. Von ihm schweigt man heute wohl lieber. Gewiß bedarf man auch internationaler Vereinbarungen über wissenschaftliche Maßeinheiten und ähnliche Dinge, die von wenigen arbeitsamen Leuten in der Stille geregelt werden müssen und weiter geregelt werden. Ein schmerzlicher, aber schließlich doch zu verschmerzender Verlust wäre es freilich, wenn das Studium fremder Erde, fremder Natur und fremder Kunst im Ausland selbst aufhören müßte, wenn etwa unsere Gelehrten nicht mehr, wie bisher, in Italien italienische Kunst erforschen dürften. Aber eifrige Leute haben eine äußere und scheinbare Internationalität in viele Dinge hineinzutragen versucht, bei denen sie sachlich ganz überflüssig ist. Wir haben, zum Beispiel, eine internationale Hirnforschung. Das heißt: wir haben eine Reihe von Hirnforschunginstituten, von denen jedes auf eigene Faust arbeitet, auch gar nicht anders arbeiten kann; und wenn sie nicht der internationalen Vereinigung angeschlossen wären, wäre es noch eben so. Man konnte in den letzten Jahren auf allen möglichen Gebieten nicht international genug sein. Um noch ein Beispiel anzuführen: Ich glaube nicht, daß wir in der Tuberkulosebekämpfung weniger weit wären, wenn wir keine internationale Vereinigung dafür hätten. Das Material ist ja ohnehin durch den Druck Jedem zugänglich. Ich sehe also, einzelne Ausnahmen zugegeben, nirgends Probleme, für die eine persönliche internationale engere Fühlungnahme unentbehrlich oder auch nur im Wesentlichen förderlich wäre.

Wozu dann aber die Aufregung über die Bewahrung oder die Aufgabe von Ehrenmitgliedschaften an ausländischen Gesellschaften und Akademien? Die Wahrheit ist, daß diese Dinge für die Wissenschaft, ihre Entwickelung und Verbreitung, völlig gleich-

giltig sind. Ich will nicht behaupten, daß sie nur der Eitelkeit dienen (obgleich für Viele solche Auszeichnungen ganz ohne Werth wären, wenn sie nicht in der Zeitung erwähnt würden). Zweifellos haben viele (auch sehr bedeutende) Leute ein gewisses, objektiv freilich immer minderwerthiges Bedürfniß nach äußerer Anerkennung, das man ihnen aufrichtig gönnen kann. Unter solchen Auszeichnungen giebt es auch einzelne (sehr wenige), die ein gewisses Gewicht haben, weil sie immer nur nach genauer Auswahl verliehen worden sind. Eine sachliche Bedeutung haben aber auch sie nicht. Es ist und bleibt nur eine Art wissenschaftlicher Orden. Oder wird in der Wissenschaft Etwas anders, weil Sven Hedin aus der londoner Geographischen Gesellschaft gestoßen worden ist? Ein äußeres Gewicht kann solchen Auszeichnungen auch noch durch einen mit ihnen verknüpften Geldpreis ertheilt werden, deren größter ja der Nobelpreis ist. Vielleicht ist unsere Zeit der Ueberlegung fähig, ob die Verleihung solcher Geldpreise in der Form, in der, zum Beispiel, der Nobelpreis verliehen wird, ganz würdig ist; man kann sich gut vorstellen, daß bei allen schönen Absichten der gute Nobel doch mit einem ironischen Lächeln den jährlichen Tanz der Wissenschaft um das von der schwedischen Akademie behütete Goldene Kalb vorbereitete. Wer der Wissenschaft nützen will, giebt das Geld nicht persönlich einigen meist sehr wohlhabenden Leuten, die eine Möglichkeit der Wirkung schon gefunden haben. Er giebt es den Einrichtungen. Mit dem Preis, den die Nobelstiftung jährlich für jede Wissenschaft aussetzt, könnte ein Institut fünfzig jüngere Forscher, die Begabung erkennen ließen, der Sorge um das tägliche Brot entheben und sie wissenschaftlicher Forschung erhalten. Eine solche Verwendung wäre würdig, vernünftig und trüge die reichsten Zinsen; wäre freilich aber keine internationale Sensation. Für unser Thema ist es nur ein Nebengedanke, daß auch innerhalb der Nation aller Firlefanz aus dem wissenschaftlichen Betrieb durch die strenge Zeit des Krieges getilgt werden möge. Aber Niemand soll uns glauben machen, daß der internationale Firlefanz irgendeine Bedeutung für die Entwickelung der Wissenschaft habe. Was die Wissenschaft sachlich von Internationalität braucht, wird und kann ihr durch keinen Krieg verloren gehen; am Wenigsten braucht man in Deutschland darum zu bangen.

Professor Dr. Max Lewandowsky.

Ein Vorbild.

Als die heute bei uns herrschende Literaturmode sich entwickelte (man sollte vielleicht Naturalismus, Symbolismus, Neuromantik und die anderen verschiedenen Bezeichnungen für eine im Grunde gleiche Sache lieber mit einem gemeinsamen Namen belegen), kamen auch die Werke der großen russischen Dichter, die man damals Realisten nannte, zu einigem Einfluß. Nicht zu großem; und besonders nicht zu Einfluß auf die eigentlichen Träger und Förderer der Bewegung; auf sie wirkte viel stärker die französische Literatur. Heute erhalten wir für die damals allein vorhandenen gekürzten und oft elenden Uebersetzungen treue, gute und vollständige Ausgaben; von Tolstoi, Dostojewskij und Gogol.

Scheinbar zufällig sind Erlebnisse und Anregungen der jungen Leute und scheinbar rein persönlich ihre ersten Leistungen und spätere Entwickelung. Aber hinter dem Zufälligen und Persönlichen steht eine führende Macht. Trotz der Gleichgiltigkeit der großen Menge nicht nur, sondern auch der meisten Führenden gegen die Dichtung, die unter Umständen zur völligen Isolirung des einzelnen Dichters führen kann und zu dem Anschein, als stehe er seiner Zeit feindlich gegenüber, wirkt doch in der literarischen Entwickelung (Das heißt: in dem Schaffen der paar Dichter, die Selbständiges und Lebendiges leisten im Gegensatz zu den von der Mode oder dem bloßen Massenerfolg Gehobenen) das Leben des gesammten Volkes; und die alte Meinung hat Recht, die in der Dichtung den letzten Ausdruck des nationalen Lebens findet, trotz dem scheinbaren Widerspruch, daß die Dichtungen, auf die es hier ankommt, lange Zeit fast oder ganz unbekannt bleiben.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die heute anerkannte und herrschende Literatur zusammengebrochen ist. Man möchte sagen, daß die Dichter, die heute in der Blüthe des Mannesalters stehen und ihre reifsten Werke schaffen mußten, nicht älter geworden sind, als sie zur Zeit ihrer Anfänge waren; nur nahm man damals das Versprechen gläubig und dankbar hin, in der Erwartung, daß es eingelöst werde. Bei der Jugend konnte man sich mit dem Talent oder mit der Hoffnung des künftigen Talentes begnügen. Nun, da die Reife und ihre Früchte ausgeblieben sind, darf man mit gutem Recht sich fragen: Liegen nicht die Ursachen des Zusammenbruches schon in den ersten Werken erkennbar vor? Hat man sie nicht überschätzt? War nicht schon ein Mangel in den Grundlagen?

Es ist ja nicht die Dichtung allein, die uns enttäuscht hat; unser gesammtes Kulturleben ist es. Noch mögen Manche sich an

dem ungeheuren wirthschaftlichen Aufschwung berauschen und gewollt gläubig annehmen, er sei Folge und Zeichen von Kraft: wer das Geschehen untersucht und seine Folgen betrachtet, Der sieht den unsicheren Grund des Gebäudes und die Zerstörung im Besten unseres nationalen Wesens. Kommt einst der Zusammenbruch, so werden wir ärmer sein, als wir zuvor waren.

Die Lecture der neuen Uebersetzung von Gogols „Toten Seelen" hat diese trüben Betrachtungen hervorgerufen.

Ich sagte, die großen Russen galten damals als Realisten und wurden mit den Franzosen gleichgesetzt, von denen auf die weiteren Kreise Zola, auf die Schaffenden Flaubert wirkten und in der Folge dann Baudelaire und die symbolistischen und romantischen Artisten. Man machte einen ähnlichen Fehler wie in der vorigen Generation, wo man den Stoff mit dem Empfindungsgehalt verwechselte: man verwechselte jetzt den Empfindungsgehalt mit der Darstellung. Es war natürlich in Tagen des Kampfes, wo man ein neues dichterisches Können suchte gegenüber einer leeren Routine, daß man nur an das Können dachte, und zwar, da sich ja die künstlerischen Produktionen immer nur auf gewisse Theile des künstlerischen Könnens erstrecken, nur an die Kraft des charakteristischen Darstellens, die man im Erfassen des Momentanen fand; daß man den Empfindungsgehalt ganz vergaß; wie auch heute in den Kämpfen der Bildenden Künstler gegen das „Literarische" das rein Malerische einseitig hervorgehoben wird. Aber es war ein Unglück, daß in der Literatur keine bedeutende Persönlichkeit auftrat, die mit dem Können einen werthvollen Empfindungsgehalt auszudrücken vermochte. So kam statt der Weiterentwickelung nur ein Modenwechsel; hatte der Naturalismus das Momentane in der Außenwelt dargestellt, so stellte die Neuromantik nun das Momentane im Seelischen dar; da die Natur nicht im Momentanen liegt, sondern im Stetigen, so war der Naturalismus schon in seinen Anfängen Unnatur; und noch mehr die Neuromantik. Nur das Banale kann man im Momentanen fassen. Und so kamen wir denn endlich dahin, daß unsere Literaturwerke haltlos zwischen der Banalität und der Gespreiztheit hin und her schwanken: eine herrliche Gelegenheit für die Harlekinnaturen, als gestaltungsgewaltige Skeptiker zu erscheinen.

Der Realismus der großen russischen Dichter dient dem Ausdruck von ethischen Empfindungen. Rein technisch betrachtet, tritt daher die Darstellung des Momentanen in den Hintergrund; er wird nur benutzt, um die Erzählung zu beleben. In den „Toten Seelen" ist ganz bewußt, ja, vom Dichter offen ausgesprochen, die

Absicht, Typen darzustellen, also das Stetige, das hinter dem Momentanen ruht. Das kann der Dichter mit seinen Mitteln nicht anders als dadurch, daß er die herrschende Leidenschaft des Menschen erfaßt, also gleich, bevor er noch Umrisse seiner Gestalt festlegt, schon eine Abstraktion vornimmt: womit er denn das Gegentheil von Dem thut, was nach der bei uns heute herrschenden Auffassung der Realist thun soll. Und hier, im Anfang des dichterischen Gestaltungprozesses, wirkt die ethische Kraft. Ich will einen Absatz aus den „Toten Seelen" hier hersetzen, der zeigt, wie bewußt Gogol vorging.

„Dreimal weise ist, wer überhaupt keinen Charakter verabscheut, sondern prüfend seinen Blick auf ihn heftet und ihn begreifen lernt in seinen innersten Triebfedern; wie schnell wandelt sich Alles im Menschen: ehe man sichs versieht, hat sich im Innern ein furchtbarer Wurm eingenistet, der wächst und wächst und alle Lebenskräfte herrisch in sich aufsaugt. Und mehr als einmal schon geschah es, daß in einem Menschen, der zu Höherem geboren war, nicht nur eine übermächtige Leidenschaft gewaltig emporwuchs und erstarkte, nein, oft schon ließ ein armsäliger minderwerthiger Trieb ihn all seine hohen und heiligen Pflichten vergessen und in elenden Nichtigkeiten etwas Großes und Verehrungwürdiges sehen. Unendlich wie der Sand am Meer sind des Menschen Leidenschaften; und keine gleicht der anderen. Alle sind dem Menschen im Anfang gefügig und gehorsam, die hohen wie die niedrigen, und erst später werden sie zu furchtbaren Despoten. Selig ist Der zu preisen, der sich unter allen die herrlichste Leidenschaft erwählte: er wächst und mehrt sich täglich und stündlich sein grenzenloses Glück, tiefer und immer tiefer dringt er ein in das unendliche Paradies seiner Seele. Aber es giebt Leidenschaften, deren Wahl nicht vom Menschen abhängt. Sie werden mit ihm geboren in der Stunde, da er zur Welt kommt, und keine Kraft ward ihm gegeben, sie weit von sich zu stoßen. Ein höherer Plan ist es, der sie lenkt, und in ihnen liegt Etwas, das uns ruft und lockt und keinen Augenblick im Leben verstummt. Ihre große irdische Laufbahn zu beenden, ist ihre Bestimmung, ob sie nun als finstere Gestalten vorüberwandeln oder als herrlich leuchtende Erscheinungen, die den lauten Jubel der Welt entfachen, indem sie an uns vorüberziehen; einerlei: sie kamen, um das den Menschen unbekannte Gute zu erfüllen. Und vielleicht stammt auch die Leidenschaft, die unseren Helden Tschitschikow lenkt und vorwärts treibt, nicht aus ihm selber und auch in seinem kalten, frostigen Dasein liegt Etwas beschlossen, das einstmals den Menschen auf die Knie und in den Staub niederzwingen wird vor der Weisheit des Himmels. Und es ist noch ein Geheimniß, warum diese Gestalt gerade in dieser Dichtung erscheinen mußte, die hiermit den Schauplatz der Welt betritt."

Jedes Können, auch jedes künstlerische Können, kann nur bis zu einem gewissen Punkt gebracht werden: von da an entwickelt

sich ein Mensch nicht weiter, wenn nicht von anderer Seite her, von seiner Aufgabe, ihm neue Kraft, neue Ziele kommen. Eine Kunst, die nur auf Können gestellt ist (mag man selbst den Begriff des Könnens noch so richtig gefaßt haben), wird deshalb bald an ihre Grenzen kommen; und da ist der Grund, warum sich unsere Dichter nicht weiter entwickelten; ja, da Alles seine Zeit hat, Empfindung, Einsicht, Aufgabe und Willen des Jünglings und des Mannes, so mag es kommen, daß ein Dichter, der so stehen bleibt, am Ende wirkt wie die geckenhaften Greise, die auf Liebesabenteuer ausgehen; was kindlich war, wird kindisch, und was jugendlich war, wird jungenhaft. Aber unser auf das Gute gerichtete Wollen entwickelt sich mit unseren Jahren, mit Erfahrung, zunehmendem Verstand, Kenntnissen, Einsichten und Umsicht. Oft mag eine solche Entwickelung in ihren letzten Enden der Menge unverständlich sein, wie es die Gogols war, als er auch in den äußeren Formen seiner Religion immer strenger wurde; da soll sich der Gewöhnliche bescheiden und sich sagen, daß das Kleine nicht das Große fassen kann. Uns aber, denen nun fast schon das Wissen verloren gegangen ist um Das, was Dichtung ist, mögen die Werke Gogols ein Trost sein und eine Hoffnung, daß auch unserem Volk einmal wieder bessere Zeiten kommen werden.

(Vor dem Kriege geschrieben.)

Weimar. Paul Ernst.

Ludolf Camphausen.

In seinen „Charakterbildern" hat Gustav Schmoller auch dem Andenken des rheinischen Finanzmannes und Sozialpolitikers Gustav von Mevissen einige Seiten gewidmet; unter Anlehnung an die Biographie Mevissens, die wir Hansen verdanken. Aber während Hansen die Größe Mevissens möglichst aus sich selbst heraus erwachsen läßt und fast ängstlich vermieden wird, sie auf Kosten Anderer hinaufzutreiben, geht Schmoller einen anderen Weg: er drückt Andere nieder, um Mevissens Persönlichkeit in um so hellerem Licht erscheinen zu lassen. Da auch Ludolf Camphausen zu Denen gehört, an denen ein solcher Niederdruckversuch gemacht wird, sei hier darauf mit einigen Worten erwidert.

„In den Tagen" (so heißt es bei Schmoller) „als die ängstlicheren kölner Bankherren, wie sogar Ludolf Camphausen, davor warnten, in den sozialen Massen die Begehrlichkeit zu wecken, war Mevissen für öffentliche Diskussion der sozialen Frage." Das sieht

aus, als ob Camphausen auch zu den Aengstlichen gehört habe, als ob er gegen eine öffentliche Diskussion der sozialen Frage gewesen sei. Aus Hansens Darstellung war eine solche Meinung nicht zu entnehmen, denn bei Hansen folgt der Erzählung, daß Camphausen im Ausschuß des zu bildenden Vereines dagegen protestirt habe, „daß die Versammlung vom zehnten November in den arbeitenden Klassen Ansprüche und Bedürfnisse erweckt habe, die vorläufig doch nicht zu befriedigen wären", der mit Thatsachen belegte Hinweis, daß es Camphausen an theilnehmendem Verständniß für die schwierige Frage nicht gefehlt habe. Dies geht übrigens auch aus mehren Stellen der Biographie Camphausens von Anna Caspary hervor. Schmoller faßt sein Endurtheil dahin zusammen, daß Mevissen „Hansemann und Von der Heydt an Charakter und allgemeiner geistiger Bedeutung wesentlich überlegen" gewesen sei und Dies „vollends gegenüber den beiden Camphausen, Beckerath und den übrigen rheinisch-liberalen Koryphäen" gelte.

Meine Absicht ist nicht, nun wiederum Camphausen auf Kosten Mevissens emporzuheben, denn das rheinische Leben war damals stark genug, eine ganze Reihe hervorragender Männer hervorzubringen, und es ist heute noch stark genug, sich das Andenken dieser Männer in ungeschmälertem Ansehen zu erhalten; wohl aber ist meine Absicht, so weit es in Kurzem geschehen kann, die Natur des stolzesten dieser Männer dem allgemeinen Verständniß etwas näher zu bringen.

In den Camphausen lebte ein starker Familiensinn; und dieser innige Zug blieb erhalten trotz allen Charakter- und Meinungverschiedenheiten der einzelnen Familienmitglieder. Unter ihnen sind der ältere Ludolf, der ehemalige Ministerpräsident von 1848, und der viel jüngere Otto, der spätere preußische Finanzminister, Jahre lang durch einen regelmäßigen, hochinteressanten Briefwechsel mit einander in Verbindung geblieben. Wer darein einen Einblick gewann, Dem ist ein Zusammenwerfen beider Persönlichkeiten, wie es da Schmoller vornimmt, ganz unmöglich. Der jüngere Bruder wuchs sich in langer Beamtenlaufbahn ganz zum preußischen Bureaukraten und Fachmann aus, zu einem routinirten Fachmann, der dann, als er endlich nach dem Ablauf einer langen Wartezeit von Bismarck zum Schaffen berufen wurde, von schaffender Kraft nicht mehr viel zur Verfügung hatte. Kein Wunder, daß er sich aus den seit länger als dreißig Jahren eingefahrenen Gleisen einer noch aus der Zeit Rothers und Kühnes stammenden Finanz- und Steuerpraxis nicht mehr herauszuwinden vermochte. So lange Bismarck zuverlässiger Fachleute bedurfte,

war ein Otto Camphausen unter den Ersten damals am Platz, zumal er neben einer nicht gewöhnlichen, Aktenhaufen bewältigenden Arbeitkraft eine sehr scharfe Kritik und ein unbestechliches Urtheil besaß. Als aber Bismarck seine große Finanz- und Steuerpolitik im Dienst des Reichsgedankens in Angriff nahm, mußte Camphausen weichen, denn zur Durchführung solcher Riesenpläne reichte fachmännische Routine allein nicht aus.

Ein ganz anderer Mensch und Charakter steht in Ludolf Camphausen vor uns. Er ist ein Schaffender, ein Eigener von Anfang an. Keine Frage, kein wirthschaftliches und politisches Problem tritt an ihn heran, das er nicht auf seine Art anpackt, auf seine Art zu lösen versucht. Er weiß, was er will. Als Kaufmann hat er handeln gelernt und weiß, daß nicht immer gleich auf den ersten Anwurf die höchsten Preise zu erzielen sind. So sieht er und kalkulirt und wägt die Möglichkeiten ab, seinen Willen durchzusetzen. Ein hoher Idealismus läßt ihn daran glauben, daß er mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft den Gegner doch zu einem Entgegenkommen werde zwingen können. Darum geht er entgegen, so weit er es vor seinem Gewissen noch irgendwie verantworten kann. Dann aber, erkennend, daß sich auf der anderen Seite nichts regt, daß man vielmehr glaubt, ihn ganz zu sich hinüber ziehen zu können, daß man ihm scheinbare Avancen macht, um alsbald wieder auf den alten Standpunkt zurückzutreten, entzieht er sich diesem nichtsnutzigen Spiel und verzichtet. Er ist nicht Ideologe genug, um die vorhandenen, geschichtlich gewordenen Machtelemente und Machtverhältnisse zu übersehen und sich einem unreellen Utopismus hinzugeben, hat aber die große innere Kraft eines idealen Glaubens an den Sieg des Wahren und Rechten. Der hält ihn aufrecht in der schweren Zeit, die er 1848 in Berlin, dann 1849 als Vertreter Preußens in Frankfurt durchzumachen hatte, kämpfend gegen den Radikalismus von links und rechts. Als sich die klugen Leute aus Besorgniß, sich zu kompromittiren, für bessere Zeiten aufsparten und der König keine Minister finden konnte, war er auf den ersten Anruf des Königs bereit, sich ihm und der gefährdeten Dynastie zur Verfügung zu stellen. Und nicht minder war er augenblicklich bereit, zu gehen, als er erkannte, daß seine Arbeit nicht mehr nützen konnte. In solcher Lage, die durch die Thatsachen unwiderleglich bewiesen wird, ist es nicht erlaubt, Das an ihm zu bemäkeln, worin er in damaliger Zeit wirklich ein Einziger war: in der aufrechten Geradheit und Festigkeit seines Charakters. Weil er mit keiner Partei durch Dick und Dünn ging, weil er, wie er selber an Beckerath schrieb, „schwerlich jemals dazu

gelangen werde, die Persönlichkeit der Partei auszuliefern", traten Alle von ihm zurück; und weil er zu stolz war, hinterher mit Selbstrechtfertigungen und Rancunen die Oeffentliche Meinung für sich umzustimmen und mit X und Y herumzustreiten, blieb die Verstimmung über ihn an seinem Andenken haften, — fast bis heute. Aber wie noch lange nicht Alles Gold ist, was glänzt, so ist auch noch lange nicht alles echteste Gold so glänzend, daß es von jedem Auge sofort als solches erkannt wird.

Was nun seine Haltung in der Frage des kölner Lokalvereins betrifft, so liegt auch darüber ein eigenes Schreiben Camphausens an seinen Bruder Otto vor. Am fünfundzwanzigsten November 1844 schrieb er: „Die Unterredung unter vier Augen eröffnete der Minister*) mit der Nachfrage über den hier geplanten ‚Gegenseitigen Hilfs- und Bildungverein', dessen Tendenz ihn sehr aufgeregt und zu dem Verbot einer weiteren öffentlichen Versammlung vor Prüfung des Statuts vermocht hatte. Ich sprach mich offen über die beiden Seiten der Sache und der hiesigen Richtung aus und er schien in allen Punkten mit mir einverstanden. Ueber mein Verhältniß zu der Sache will ich Dir noch einige Worte sagen. Die Anregung zu der Versammlung war von Compes ausgegangen, der sich das Junge Deutschland zu Gefährten gewählt und auch mit ihm die zu treffenden Wahlen arrangirt hatte. Damit korrespondirend fand die Diskussion, unter großem Beifall der zahlreich anwesenden Besitzlosen, besonders nöthig, den arbeitenden Klassen das Gefühl ihrer Rechte und der Gleichheit ihrer Stellung mit uns anderen Menschenkindern beizubringen, zu welchem Ende denn auch der Verein auf den Gebrauch des Wortes ‚arbeitende Klasse' von vorn herein verzichten möge. Ich war der Einzige, der wagte, dem hohen Schwung deprimirend entgegenzutreten. Dennoch in das Komitee zur Entwerfung der Statuten, wenn auch mit der geringsten Stimmenzahl, gewählt, habe ich nicht unterlassen, die Wahl anzunehmen und in der ersten Sitzung die Motive vorzutragen, aus welchen ich nach der durch die Versammlung erzeugten Stimmung zur Bildung und Ausbreitng des Vereins für nöthig erachte, daß auf die Benennung ‚Gegenseitiger Hilf- und Bildungverein' verzichtet und der Name ‚Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen' angenommen werde. Nachdem dieser Antrag mit sechs gegen drei Stimmen abgelehnt war, habe ich erklärt, mich von dem Komitee zurückzuziehen, und die Einlage zu Protokol gegeben. Die albernen Knaben haben wahrscheinlich

*) Flottwell war damals am Rhein.

die Gelegenheit zu einem politischen Fortschritt, wie er seit Langem nicht geboten war, zerstört. Ich hoffe, daß für die bedrängten Klassen sich hier dennoch thätige Theilnahme zeigen werde."

Diese Darlegung spricht für sich selbst. Betont sei nur: Camphausen versagte sich nicht der Bewegung, er versagte sich nicht dem Verein und nicht dem Komitee. Nur dagegen ging er an, daß man unpraktische und unreelle Dinge that, wie es geschah, wenn man Erwartungen wachrief, deren Erfüllung auf lange Zeit hinausgeschoben werden mußte. Liest man dagegen gar die Deklamationen der Raveaux und Genossen, wie sie auch Heß im „Gesellschaftspiegel" aus jener Versammlung mittheilt, so kann man wirklich nur urtheilen, daß diese Bewegung am Meisten an ihrer eigenen, erfahrunglosen Jugendlichkeit litt.

Eine andere, uns hier näher berührende Frage aber taucht auf: Wer gab die drei Stimmen ab, die sich für den Vorschlag Camphausens aussprachen? Zieht man den Vermittelungvorschlag Mevissens in Betracht, der gerade an dem „beleidigenden" Ausdruck „Wohl der arbeitenden Klassen" festgehalten sehen wollte, so darf man wohl der Vermuthung Ausdruck geben, daß Mevissen auch hier sachlich nicht allzu fern von Camphausen stand. Auch Mevissens Antrag wurde abgelehnt und die Radikalen hatten die Mehrheit. Weiter aber giebt das Auftreten Camphausens uns eine Illustration zu der von Schmoller bei ihm vermutheten Aengstlichkeit. Vor einer angeregten Versammlung mit rechten Radikalismen deren Beifall zu erzielen, ist meiner Ansicht nach nicht so schwer, erfordert auch mehr Uebermuth als Muth, den Uebermuth des Unverantwortlichen, der nicht bang zu sein braucht, daß man ihn beim Wort nimmt. Den größeren Muth und den reiferen Charakter muß man doch da erkennen, wo Einer wagt, als Einziger „deprimirend dem hohen Schwung entgegenzutreten" und neben dem ideell Erwünschten auch das reell Erreichbare im Auge zu behalten. Doch mag hier Jeder seinem Geschmack folgen. Dem reiferen Urtheil prägt sich der Werth des Charakters eben in Anderem aus als dem fröhlichen Draufgängerthum der Jugend, zumal, wenn Aengstlichkeit so wenig zu den Grundzügen solchen Charakters gehört, wie es bei Camphausen der Fall war.

Schmoller reihte die Erinnerung an Mevissen seinem Buch ein, weil sie, wie er in einer Anmerkung mittheilt, „besonders für die Sonderlinge lehrreich sei, die den ‚Moralismus' aus der deutschen Volkswirthschaftlehre vertreiben wollten". Nun, Mevissens große Kunst war, wie mir Eduard von Oppenheim nach dem Zeugniß seines Vaters Abraham in der Sprache der Börsianer mit-

theilte, „eine Sache richtig zu fingern". Hierfür bringt Hansen in den Nachrichten über das Gedeihen der Unternehmungen, denen Mevissen seine Fürsorge widmete, die prächtigsten Zeugnisse bei. Ein Zeichen wohl, daß Mevissen selbst als oberste Forderung für den Wirthschaftler die richtige Kalkulation und vollendete technische Herausbildung eines Unternehmens betrachtete. Und Dies ist ja auch die oberste moralische Forderung, die an den Praktiker und Theoretiker gestellt werden kann; denn geht er hier in principiis fehl, so wird sich sein Irrthum auch, wie auf manchem anderen, auf sozialem Gebiet bemerkbar machen. Daher stammen dann auch die moralischen Anklagen, die gegen ihn erhoben werden. Aber nicht mit Moralismus wird man diese Fehler wieder gut machen können, sondern immer nur durch wirthschaftlich richtiges Handeln. Und darum will auch ich den Moralismus möglichst aus der Volkswirthschaftlehre vertrieben sehen, weil jede Erneuerung und Erweiterung volkswirthschaftlicher Erkenntniß und Praxis nicht durch Moralvorschriften, sondern durch richtige wirthschaftliche Einsichten zu erreichen ist. Wendet sich Schmoller nun gegen diesen Wunsch, so beweist er eben damit, daß er Rechtschaffenheit und Moralismus mit einander verwechselt. Rechtschaffenheit aber wird nicht durch Moralvorschriften erzeugt, sondern sie wird, wie unser braves deutsches Wort schon sagt, mit dem Menschen geschaffen. Keine Beachtung von Moralvorschriften kann rechtschaffen machen, sondern sie macht höchstens einen Menschen, der „so aussieht", dessen Handeln äußerlich dem Handeln des Rechtschaffenen gleicht, wie der rosig Geschminkte dem wirklich Gesunden.

Während nun richtiges wirthschaftliches Handeln erlernbar ist, aber nur erlernbar durch Vermittelung richtig wirthschaftlicher Einsicht und nicht durch Moralismen, ist rechtschaffenes Handeln die natürliche Bethätigung eines rechtschaffenen Charakters: es wird auf wirthschaftlichem Gebiet stets von dem Streben nach richtiger wirthschaftlicher Einsicht getragen sein. Und in diesem Punkte hält Ludolf Camphausen den Vergleich mit jeder anderen Persönlichkeit seiner Zeit aus. Man braucht nur näher hinzusehen, um Das mit Freude zu erkennen.*)

Dr. Mathieu Schwann.

---

*) Die dritte Veröffentlichung des rheinisch-westfälischen Wirthschaftarchivs ist Ludolf Camphausen gewidmet (Baedeker in Essen).

Zwei Franzosen.

Wir kennen Künstlernamen, deren Nennung die Vorstellung einer einzelnen großen Gestalt weckt und um die für uns eine gewaltige, von jenen heroischen Menschen überragte Leere liegt. Und wir kennen andere, deren Namen wir nur zu nennen, an die wir uns nur zu erinnern brauchen, um sofort eine ganze Zeit nach Tracht und Art, Gedanken und Gehaben heraufsteigen zu sehen. In die erste Reihe gehörten Schiller und Beethoven, gehört Dante, obwohl sein größtes Gedicht überall von Spuren der Zeitgeschichte durchsetzt ist, auch Nietzsche; um sie ist kein Raum und um sie keine Zeit: so erscheinen uns diese Männer, wenn uns auch die Geschichte meldet, wie stark ihre Epoche sie und sie ihre Epoche beeinflußt haben. Anders ist uns, wenn wir Shakespeares, Goethes, Mozarts, Wagners gedenken; dann zieht die leuchtende Gestalt einen ganzen Nebelstreif lebendigster Umwelt mit sich empor. Und vollends der Dichter, der als Satiriker und Komoedienschöpfer die Menschen und die Einrichtungen seiner Tage dargestellt hat, kann immer nur, umbraust, umtollt, umlacht, umspielt von Lachfratzen und Thränenmasken der Welt, durch die er einst als Zuschauer, Mitspieler, Schöpfer geschritten ist, vor uns aufleben. Wir empfinden mit vollem Recht, daß gerade der Komoediendichter nur denkbar ist in dem Rahmen und unter den Eindrücken eines großen, wirren, wechselnden nationalen Lebens. Der größte deutsche Tragiker konnte von einem Kleinstaat in den anderen, innerhalb eines unpolitischen und politisch ohnmächtigen Volkes, wandern und dabei Unvergängliches schaffen; aber schon Hebbel fühlte den Drang, über Dithmarschen und Hamburg hinaus nach Paris, Rom, Wien zu gehen, die Weltbühne zu studiren, bevor er die Bühnen der Welt erobern konnte. Die Nachfolge der Aischylos und Sophokles ist noch möglich in engen und kleinen Verhältnissen; auf den Spuren des Aristophanes wandert nur der Dichter, der Schriftsteller, der innerhalb eines starken nationalen Lebens selbst von der Woge hin und her getrieben wird.

Max J. Wolff, der vor einigen Jahren eine Darstellung Shakespeares veröffentlicht hatte, gab uns danach ein Werk über Molière; und Anton Bettelheim hat seinen „Beaumarchais“ in einer zweiten, durchaus neu bearbeiteten Auflage herausgegeben. Wer ohne die eben angedeuteten Voraussetzungen an die beiden Bücher herantritt, gewinnt diese Anschauungen als ihr Ergebniß: Molière und Beaumarchais sind nur im Rahmen ihrer ganzen Zeit zu verstehen. Und so zeigt sich denn bei Wolff Frankreich im siebenzehnten, bei Bettelheim im achtzehnten Jahrhundert ganz und gar. Das Reich und das Volk geben nicht nur die Folie für die Gestalten der beiden Schriftsteller, sondern wir leben mit ihnen mitten darin. Sicher und klug führt uns insbesondere Wolff in den ersten, breiten Kapiteln seines Werkes in die gesellschaftlichen, politischen, literarischen, theatra-

lischen Verhältnisse der Zeit Ludwigs des Vierzehnten ein. Wir sehen das Straßenleben, den Schmutz und die Enge und dann wieder den Glanz und die Pracht der Zeit, erleben die Spielerei der Provinzialstände und die Geziertheit der neuen Salons; wir sehen, wie sich aus den guten Keimen des Hotels Rambouillet langsam die Verziertheit entwickelt, die Molière dann in seinen „Précieuses ridicules“ gegeißelt hat. Gerade weil das Material für Molières persönliche Schicksale knapp und vielfach brüchig ist, arbeitet Wolff mit Recht zum großen Theil durch Reflexe vom allgemeinen Leben her, immer aber so, daß wir niemals etwas Gezwungenes, Konstruirtes empfinden. Dabei verliert er auch in der Analyse der molierischen Dramen nie den Ausblick in die Zeit; denn ihm ist das Bemühen fern, diese Stücke auf eine Höhe emporzusteigern, in die sie nicht gehören und in der sie solcher Untermalung füglich entrathen könnten. So ist es außerordentlich fein, wie im „Tartuffe“ die Schlußhuldigung vor Ludwig dem Vierzehnten herausgebracht wird; wie da der allgemeine Gedanke, daß die Heuchelei nicht anders als durch einen Machtspruch abgeführt werden könne, sich dem Bedürfniß des Dichters nach einer Verneigung vor seinem gnädigsten Herrn verbündet hat. Eine gewisse Hast ist in dem Gang von Wolffs Erzählung (so breit sie ist); aber diese Hast ist durchaus beabsichtigt, weil sie uns immer wieder empfinden läßt, daß Molière, kränklich, mit der Verantwortung für seine Truppe beladen, von allen Seiten gehaßt und angefeindet, doch von Sieg zu Sieg schreitet, bis er, fast auf der Szene, sterben muß. Nicht das Bild eines absoluten Dichters sehen wir, sollen es auch nicht sehen, doch das eines genialen Theaterdichters und Satirikers, der nicht in seinen Schöpfungen, aber in seinem Innenleben nicht nur ein Kämpfer, sondern auch ein Dichter ganz und gar gewesen ist. Nach dem Temperament, nach seiner Empfindung für das menschliche Wesen stellen wir Molière (wenn nicht zu den alle Zeit überragenden Meistern, so doch) zu den Dichtern hohen Ranges.

Daß Beaumarchais nicht in die Dichterreihe gehört, kann nicht zweifelhaft sein. Sein Ruhm knüpft sich an zwei Werke, die heute nur noch durch die Musik, eines Italieners und eines deutschen Genies, lebendig sind. War Molière nur ganz verständlich zu machen als ein Sohn seiner Zeit, zu deren Herrschern, ob auch nur von den Brettern her, er gehörte, so fällt Beaumarchais überhaupt flach zu Boden, wenn man ihn nicht mitten in seiner Zeit betrachtet, die beherrschen zu wollen die erste und letzte Regung seines zähen Lebenswillens war. Bettelheim ist im Recht, wenn er sagt, daß nur Einer noch diesen parvenu übertreffe (freilich dann aber auch ganz in den Schatten stelle): Der, dessen Stern beim Tode Beaumarchais in den Zenith trat: Napoleon. Molières Leben ist voll trauriger, verwirrter, glänzender und düsterer Schickungen; aber der Sohn des königlichen Hoftapezirers, der Schauspieler wird und als der erste vaterländische Dichter seiner Zeit endet, hat nichts Märchenhaftes.

Anders blickt Pierre Augustin Caron uns an, der als Sohn eines Uhrmachers auf die Welt kommt, als Uhrmachergehilfe zum ersten Mal einen Prozeß führt und dann, von Prozeß zu Prozeß, in immer schwindelhaftere Höhen (das Wort in seiner ganzen Zweideutigkeit genommen) steigt, dem königlichen Haus Frankreichs und der Kaiserin Maria Theresia persönlich als eine manchmal belächelte, schließlich doch gefürchtete Macht gegenübertritt, die amerikanischen Freiheitkämpfer als Chef eines Riesenhandelshauses mit Contrebande versieht, gegen die alle Bosheit des Englischen Botschafters nichts ausrichten kann; dieser Beaumarchais, der Weltintriguen anzettelt, mit seinen Mémoires ganz Frankreich amusirt und dann, in einem seiner nebenbei geschriebenen Stücke, eins der Stichworte der Revolution giebt, der in seinen Wirkungen ganz nah an Rousseau heranrückt und den eleganten Abenteurer ohne Skrupel neben die großen Vorkämpfer einer weltgeschichtlichen Umwälzung hinstellt. Der Schmutz, den er um sich häuft, riecht uns nicht angenehm; doch die Grazie, mit der er Alles überwindet, macht Beaumarchais nicht nur genießbar, sondern wir folgen, ob auch unter Kopfschütteln, ihm mit der Spannung, die wir dem Helden eines satirischen Epos schenken würden. Wir glauben seinen moralischen und politischen Weisheiten nicht, denn sie kommen ja von ihm; aber schließlich ist es Figaro, der sie ausspricht, Figaro, der Barbier, der Kammerdiener, der sich mit Recht auch zum Diplomaten geboren glaubt, Figaro, der kein lichter Held ist, aber dem wir am Ende nicht zürnen können, wenn er in einer entgötterten Welt auf dem dünnen Boden den Anderen vortanzt, auf einem Boden, der schon knistert, der Alles hinabschlingen wird und dem, nicht als letztes Opfer, auch Figaro selbst verfallen ist; denn eine reinere Zukunft kann den lockeren Vogel zwar als zwitschernden Verkünder, nicht aber als ernsten Tagrufer brauchen.

Wie Wolff, so vermeidet auch Bettelheim, seinen Helden über Gebühr zu preisen; sein Interesse an dem bunten Stoff verführt ihn nicht zu einer Verherrlichung Dessen, was nicht zu verherrlichen ist. Aber gerecht mißt er ab, was Zeitgenossen und spätere Beurtheiler dem allzu Beweglichen, auf dessen Gewand so viel Platz hatte, anhingen, ohne daß es ihm zukam. Weder in seiner Biographie Saars noch in der Mariens von Ebner-Eschenbach erreicht Bettelheim die Geschlossenheit dieses Lebensbildes. Nur erzählt Wolff voraussetzungslos, dramatisch; Bettelheim nimmt sich oft dadurch die Möglichkeit der Steigerung, daß er den Punkt, zu dem er führen will, im Voraus schon deutlich bezeichnet. Bei beiden Schriftstellern tritt der unverwischbare nationale Charakter ihrer Helden klar hervor; und Wolff findet in der Schlußwürdigung das nothwendige Wort: „Molière ist der nationalste und doch zugleich der universalste Dichter seines Volkes. Darin liegt kein Widerspruch. Nicht der Künstler, der einem gehaltlosen und verschwommenen Weltbürgerthum nachtrachtet, sondern der, der die Eigenart seines Landes und seiner Stammesgenossen

am Tiefsten ergreift, vermag der Menschheit Etwas zu bieten; nur ihm kann gelingen, unter der Form des Zeitlichen dauernde Werthe zu schaffen." In diesen Worten ist zugleich der einzige Standpunkt bezeichnet, von dem aus der deutsche Schriftsteller vor solchem Gegenstand an seine Arbeit geht. Beiden, Bettelheim und Wolff, ist sie durchaus gelungen. Und wenn man zwei andere Werke verwandter Art, Josephy Ettlingers „Benjamin Constant" und Paul Mahns „Guy de Maupassant", danebenhält, so muß man sagen, daß sich Frankreich über Deutschland wahrlich nicht zu beklagen hat.

Hamburg. Heinrich Spiero.

Jugend.

Als sie Sonntag beim Frühstück gefragt hatte, ob sie mit Agda auf die Promenade dürfe, hatte ihre Mutter Nein gesagt. Es schicke sich nicht, daß ein junges Mädchen, das in die Konfirmandenstunde gehe, zu viel gesehen werde. Sie müsse bedenken, daß sie nun in einem Alter sei, wo man anfing, Bemerkungen über sie zu machen; wenn sie sich nicht in Acht nehme, könne man sie leicht für ein nicht ganz korrektes junges Mädchen halten und die bekannten Familien würden es dann nicht gern sehen, wenn sie mit deren Töchtern verkehrte. Bei Agda sei es anders. Sie habe erwachsene Brüder. Das ändere die Sache wesentlich.

Die Predigt war lang und ziemlich unnöthig gewesen. Sie kam selten auf die Straße, denn sie hatte keine Zeit dazu. Sie studirte, ging in den Konfirmandenunterricht, nahm Musikstunden, und war sie einmal, ehe es dunkel wurde, ein Bischen frei, so lief sie auf der Schlittschuhbahn. Vielleicht wäre ein anderer Grund zu solcher Erbauungpredigt zu finden gewesen; der heutige war sicher nicht haltbar.

Aber die Mutter hatte ihre Rede mit großer Bravour gehalten und der Vater hatte dazu genickt und sie durch kleine, überflüssige Bemerkungen ergänzt. Beide waren augenscheinlich sehr zufrieden mit einander und fühlten sich als vortreffliche Eltern und Erzieher. Noch dazu waren sie froh, den langen schläfrigen Sonntag mit Etwas auszufüllen. Und gab es Schöneres und Nützlicheres als die Erziehung ihres einzigen Kindes, ihrer jungen Tochter?

Sie hatte es ihnen auch nicht übel genommen, nur ein klein Wenig geschmollt, dann aber sich an ihr Tagebuch gesetzt, dem sie ihre tiefsten Geheimnisse mit Anfangsbuchstaben, Punkten und Ausrufzeichen anvertraute, just so, daß sie selbst sie verstehen konnte, das Geschriebene aber vor jedem fremden Blick geschützt wußte. Und so war der Tag im Grunde doch ganz nett vergangen.

Jetzt aber, bei Tisch, fragte sie mit leiser, artiger Stimme, ob es „Etwas machte", wenn sie mit Agda aufs Eisfest gehe; Agdas großer Bruder wäre mit dabei. Die Mutter ging in die Oper, der

Vater hatte seine Kartenpartie; also hatte Niemand was dagegen einzuwenden. Der Vater fragte mit wohlwollender Ironie, wie alt Agdas erwachsener Bruder sei, und hörte, daß er einundzwanzig Jahre zähle. Wäre sie nicht so unruhig gewesen, so hätte sie den Beifall bemerkt, den diese einundzwanzig Jahre bewirkten.

„Na, dann paßt er ja ganz gut zu Euch," sagte der Vater.

Und als die Besorgniß der Mutter, ob das Eis auch ganz sicher sei, durch des Vaters Hinweis auf die letzten Frostnächte verscheucht worden war, und sie dem Töchterchen noch befohlen hatte, die Pelzweste unter dem Mantel anzuziehen, wünschten alle Drei einander gesegnete Mahlzeit und Jedes ging seiner Wege.

Die Kleine stand in ihrem Zimmer; und sah recht unsicher aus. Natürlich: wenn Vater und Mutter es ihr erlaubten, ging es sie nicht weiter an. Das fehlte noch! Und schließlich: was konnte sie riskiren? Nicht die Spur. Dennoch, wie oft schon, ärgerte sie sich über ihre Eltern. Die hatten ihr wieder die Erlaubniß zu etwas ganz Verkehrtem ertheilt.

Wenn sie ihr nun, zum Beispiel (was ihnen natürlich nie eingefallen wäre), gesagt hätten: Machs, wie Du willst! Bei Gott im Himmel: sie wäre daheim geblieben! Denn es war ja unsinnig, auf dieses Eisfest zu gehen; namentlich in Gesellschaft von Agdas Bruder mit den beruhigenden einundzwanzig Jahren.

Ganz langsam nestelte sie die vielen Knöpfe ihrer Pelzweste zu. Sollte sie zu Haus bleiben? Sollte sie das Opfer bringen? Wem zu Liebe? Sich selbst doch nicht? Wovor sollte ihr bang sein? Etwa Vater und Mutter ein Opfer bringen? Gott: Denen wars doch ganz egal; sonst würden sie vielleicht genauer untersuchen, wozu sie ihre Erlaubniß gaben und verweigerten. Und wenn sie heute nicht ging, würde sie sich gottserbärmlich ärgern, sobald sie nächstens um etwas ganz Natürliches, Unschuldiges bat und sie ihr Nein sagten, einfach, weil Sonntag war, oder aus schlechter Laune oder aus sonst einer unergründlichen Eingebung von oben. Wenn ihr die Eltern die eine Hälfte ihrer Freuden nahmen, wollte sie sich selbst noch um die andere bringen? Nein! Entschlossen knöpfte sie den letzten Knopf ihrer Weste zu und setzte ihre Mütze auf. Wenn die Eltern alle Verantwortung auf sich nehmen, dann sollen sie auch besser aufpassen. Als der Vormund seiner Familie auftreten: Das fehlte wirklich gerade noch!

Als es aber in diesem Augenblick klingelte, riß sie die Mütze ab und warf sie auf einen Stuhl. Nein; sie ging nicht mit!

Agda stieß die Thür auf und fragte hastig und athemlos, noch ehe sie im Zimmer stand: „Darfst Du?"

Eine Sekunde überlegte sie; dann langte sie nach der Mütze und sah sie mit frohem, scheuem Blick an: „Ja; ich darf!"

Auf der Eisbahn waren kleine Parks von Fichten errichtet, in denen Lampions hingen. Den Platz umsäumten qualmende Fackeln, deren rothe Flammen wohl zuckten, aber nicht leuchteten.

Dort liefen sie und er, der Mann in dem beruhigenden Alter von einundzwanzig Jahren, und spielten Haschen, fern von der Musik und dem Lärm, allein in dem schweigenden, flimmernden Dunkel. Sie sprachen nicht; sie liefen nur. Noch hatte er sie nicht eingefangen, aber sie wußte, daß er es thun werde, und er wußte, daß sie es wollte. Ihr war, als durchführen sie glühende Eisnadeln, während sie ihm entlief, während sie sich ihm näherte. Und als er sie einfing und in seine Arme schloß, küßte er das starre, trotzige Lächeln eines Kindes, das zu dem eines Weibes wurde. Nicht nur Freude, auch Weh lag darin. Sie hätte weinen mögen; aber weinen mit dem Gesicht an dem seinen. Doch ihr blieb keine Zeit zum Weinen. Sein Mund nahm ihren Mund, seine Wangen nahmen ihre Wangen, seine Hände nahmen ihre Hände. Die Zeit versank in einem Gewirr von Augenblicken, von denen jeder für sich allein Etwas bedeutete, jeder ein Neues war, das wie ein Regen glühender Eisnadeln auf ihr Herz herab sank. Als sie die Augen öffnete, sah sie die rauchenden Fackeln, die glitzernden Sterne. Das Alles aber existirte doch nicht; sie war doch gar nicht hier? Trug sie Schlittschuhe an den Füßen oder Schwingen aus Feuer? Ihr Gesicht lag an einem Gesicht, das dem ihren so nothwendig war wie ihrem Athem die Luft... Sie wußte nicht, wie Alles endete, wußte nichts und fühlte nur noch ein letztes Mal seinen Mund auf ihrem.

Sie stand in ihrem Zimmer, enkleidete sich und drückte ihr glühendes Ohr auf die Schulter. Ach, dieses Prickeln im Ohr, im Mund, in den Händen, dieses selige, schauernde Prickeln, das ihren ganzen Körper durchrieselte, sie toll, heiß, beschämt und doch immer toller machte!

Mit einer heftigen Geberde warf sie die nackten Arme in die Höhe. Hier hatte er sie berührt; sie umfaßte ihre Taille mit den Händen. Ein Knopf sprang von dem Unterleibchen über ihrer Brust: hier hatte er sie berührt. Ihr Gesicht wurde weich und sehnsuchtvoll; es gab keine Stelle, wo er sie nicht berührt, wo er sie nicht umfaßt hatte...

Mit einem leise jammernden Laut schlüpfte sie in ihr Nachthemd, merkte, daß es viel zu kurz war, und zog die Füße unter sich.

Aus dem Schlafzimmer der Mutter klang es vertraulich und gedämpft wie unter einer Decke hervor: „Dir war doch nicht kalt, mein Kind?“

Da warf sie sich verzweifelt über ihr Kopfkissen, preßte es an sich und wühlte ihren Mund in seine linnene Kühle. Wie im Sturm liefen ihr all die neuen Schmerzen durch den brennenden Kopf.

„Ach nein, Mutter, kalt war mir nicht! Mutter! Mutter! Mein Leibchen ist mir viel zur eng; meine Nachthemden sind mir viel zu kurz; meine Eltern sind viel zu kindisch; und ich selbst bin viel, viel zu erwachsen geworden...“

Kopenhagen. Edith Nebelong.

(Uebersetzt von Helene Klepetar.)

Kriegererlebniß.

Verse.

Wir verbrannten Schreibtisch und Thür
An der Fremde Kaminen.
Dunkle Gestalten, hocken wir,
Wachtfeuerbeschienen.

Kohle sind wir und Gluth,
Feuer und Reisig.
So verschlingt uns das Grab.
Die Nacht ist eisig.

Auf stehn wir und halten
Aufs Neue die Wache,
Schatten, in Mondhelle huschend,
Für Deutschlands gerechte Sache.

Deutschlands Flamme durchglüht
Hochheilig und heiß.
An der erblüht in der Winternacht neu
Manch knospendes Reis.

Walther Heymann
(beim Sturm vor Soissons gefallen).

Aus: „Kriegsgedichte und Feldpostbriefe"; Verlag von Georg Müller.

Prosa.

Der Wille ist nicht nur an den Leistungen, sondern schon an der Gesundheit des Körpers betheiligt. Wie der Körper auf die Stimmung, so wirkt der Wille auf den Körper ein. Der Wille spielt ja in diesem wie in jedem Urzustand überhaupt eine große Rolle, wogegen das sonstige Seelen- und Geistesleben in seinen Ansprüchen und seiner Entfaltung nothwendig beeinträchtigt wird. So stellt sich nun anscheinend das ganze psychophysische System im Feld sofort auf die Nothwendigkeit ein, Zumuthungen zu ertragen, die sonst auch für Kulturmenschen nicht erträglich sind; und dann werden sie erträglich. Unbe-

wußt setzt man seine Erwartungen und Anforderungen gleich so herunter, daß eine Enttäuschung kaum möglich ist: und Das scheint auch die Anpassung des Körpers zu erleichtern. Man haust, wenn der Angriff vorgetragen wird, kalte Nächte lang in frischen Erdlöchern, mangelhafter als die Troglodyten, kein Stroh oder Holz unter sich, dafür aber strömenden Regen von oben; man glaubt vielleicht um vier oder fünf Uhr morgens, ehe die Feldküchen mit dem Kaffee kommen, nicht eine halbe Stunde mehr auszuhalten, bis man das heiße Getränk im Leibe habe; dann kommen die Kaffeeholer etwa zurück mit der Nachricht, die Küchen könnten nicht heran: und nach wenigen Minuten hat man die Sache vergessen und es geht auch so. Natürlich läßt bei diesem Dasein in Wind und Wetter, mit vielen Anstrengungen und starker Bewegung, manchen Entbehrungen, namentlich an Schlaf, der Appetit selten zu wünschen, eher gelegentlich seine Befriedigung, zum Beispiel eben, wenn die Küchen wegen der Gefahr nicht nach vorn kommen können. Man muß schon in den Krieg gehen, um wieder einmal, wie in Manövertagen, nach anstrengendem Marsch einen Trinkbecher voll angebrannter Eiernudeln (aber warm!) mit einem die ganze Seele ausfüllenden Genuß zu schlürfen, so daß sämmtliche gastronomischen Eindrücke des bisherigen Lebensganges dagegen als bloße Oberflächenkultur erscheinen; oder es kann nach einem Trunk Kaffee, auf dem allerlei Fettaugen anonymer Herkunft schwimmen, dem Marschirenden zu Muth werden, als wären die Wurzeln seines Lebensbaumes frisch begossen, als sei ihm nun ein langes Leben verbürgt, als könne ihm überhaupt nichts mehr passiren. Essen kann man immer, wenn man was hat. Zu Zeiten, wie um Weihnachten, als von Haus her allerlei verschollene Leckerbissen auftauchten, war man mühelos im Stande, den ganzen Tag zu kauen, auch aus Langeweile oder ob des Seltenheitwerthes der guten Dinge, die ja wirklich „weither“ und dazu aus der Heimath waren. Diesem Appetit kann keine Gefahr Etwas anhaben; und auch der Ekel beeinträchtigt ihn wenig. In einem Feldpostbrief des Professors von Drygalski war zu lesen: „Menschen sterben zu sehen, stört Einem kaum noch den Genuß eines Kaffees, den man sich frohlockend in starrendem Schmutz unter Geschützfeuer bereitet“; gewiß ein grasses, aber, wie die Dinge liegen, wohl ein wahres Wort. Daß die Heeresleitung Alkohol den Truppen nur sparsam und je nach Umständen zugänglich macht, ist bekannt. Alkohol, namentlich in konzentrirten Formen, vor oder auf dem Marsch zu genießen, wird unter allen Umständen vom Uebel sein; und wenn nicht Kälte herrscht, ist er auch im Lager meist unnöthig. Dagegen konnte er im winterlichen Stellungskampf des Ostens kaum konzentrirt und reichlich genug vorhanden sein. Man muß die dauernde Einwirkung der Kälte und oft auch der Nässe bei Tag und bei Nacht bedenken; und dazu das Stillsitzen auch während des größeren Theiles des Tages. Ich kenne einen Mann, der im Frieden nie einen Schnaps zu sich nimmt, aber im polnischen Graben im Dezember Rum in Mengen trank, die, zu Haus ge-

nossen, jeden Versuch einer geistigen Thätigkeit als Größenwahn hätten erscheinen lassen. Draußen vertrug man es eben so gut wie bei steifer Brise auf der See.

* * *

Bescheiden ist man nicht, wenn man zurückkommt. Wahr ist, daß die Verwundeten nicht gern von ihren Erlebnissen erzählen, aber es ist eine süßliche Schönfärberei, Das als Bescheidenheit auszudeuten; eher liegt das Gegentheil vor, denn unter sich sind sie schon mittheilsamer. Vor wem sollten sie auch hier bescheiden sein? Dem Heer gegenüber sind sie es; da hat der Einzelne kein besonderes Selbstgefühl als Individuum; er kennt zu gut die Riesenausdehnung der Fronten, in denen der Einzelne verschwindet. Aber man unterscheidet schon draußen genau, wer wirklich vorn war und wer über Etapen und Aehnliches nicht hinauskam; und den zu Haus Gebliebenen gegenüber wundert der Verwundete sich eher, wenigstens in der Großstadt, daß sie nicht ihm gegenüber bescheidener sind. Wohl wird man in seinem Gefühl dem Leben gegenüber bescheiden, wenn man täglich vor dem Nichts steht, und man wäre, so meint man dann, hinfort zufrieden selbst mit weniger, als man früher vom Leben gehabt. Aber Das macht doch nicht bescheiden gegenüber Denen, die nicht ihr Leben gewagt haben. Es ist ja der größte Stolz jedes Mannes, der draußen war, daß er diese Probe bestanden hat.

* * *

Man muß die militärischen Friedensbilder nicht nur auf dem Gebiet der Taktik und Strategie korrigiren, sondern das ganze soldatische Friedensleben bis in die kleinsten Einzelheiten umdenken. Sonst macht man sich falsche Bilder. So ist es beliebt, aber ein Irrthum, daß man unseren Feldtruppen Ehre zu erweisen sucht, indem man allerlei friedliche Tugenden an ihnen lobt, weil man den Krieg nicht kennt. Es scheint, als sollte selbst darin das grimmig höhnende Nietzsche-Wort ernst genommen werden: ‚Gut ist, was hübsch zugleich und rührend ist.‘ Einem, der von draußen kommt, wird übel, wenn er immer wieder von ‚unseren braven Jungen‘ und Dergleichen hört. Zunächst sind es meist keine Jungen, oft sind sie nicht einmal jung, sondern alte Landwehrleute, die Frau und Kinder haben; und es gehört sich nicht, unsere Vertheidiger auch nur summarisch als Jungen zu bezeichnen. Dann aber sind sie gar nicht immer ‚brav‘ im Sinn von Musterknaben, tausendmal jedoch sind sie unendlich viel mehr: großartig, heroisch. In den meisten Auslassungen darüber, die man zu Haus in Wort und Schrift findet, vermißt man den Ernst und den Schauer. Da herrscht ein Ton von Biederkeit, Alles erscheint so nett und neckisch; das Schützengrabenidyll ist seit Langem die Hauptunterhaltung des Philisters, dessen Bedürfniß nach Romantik auch in diesem Krieg noch auf seine Kosten kommen will. Die Bilder illustrirter

Zeitschriften haben sich mit ihrem ‚Humor‘ oft jämmerlich vergriffen. Sie geben im Ganzen ein Bild von eitel Heiterkeit und Komfort in den Gräben. Das hat, zumal im Winter, viel böses Blut draußen gemacht; denn man mindert ja dadurch herab, was dort geleistet und ausgehalten wird. Selbst sentimentale Schönfärbereien, etwa zu Weihnachten, da, so zu sagen, in allen Gräben die Lichter am Weihnachtbaum gebrannt haben sollten, haben Ingrimm in diesen Gräben verursacht. Ich war Weihnachten in der Front und habe wenig so Ergreifendes gesehen, wie wenn die Leute beim Stellungwechsel, bei der Ablösung ein nacktes Bäumchen mit sich schleppten in das nächste Erdloch, wo sie kampiren sollten: Das war, als wenn ein Mann ein Stück der Heimath auf dem Rücken mit sich trug oder ein Stück seiner Seele sichtbar in der Hand hielt; aber süßlich wurde Einem dabei wahrlich nicht zu Muth.

* * *

Ein reichlich mißbrauchtes Wort der Oeffentlichkeit ist die ‚Begeisterung‘ unserer Soldaten. Die Leute, die so daherreden, als könne ein Heer, das elf Monate lang unter großen Entbehrungen und Anstrengungen im Felde ist, anhaltend begeistert sein, verstehen das Wort nicht. Man meint vielleicht den guten Geist der Truppen; und dann hat man freilich Recht. Aber ‚Begeisterung‘ haben Viele draußen nicht kennen gelernt. Beide Extreme, die Begeisterungbarden wie die Flauen, überläßt die Front gern dem Hinterland. In einem Feldpostbrief war zu lesen: „Als wir einst schwuren, unsere Geschütze nicht schmählich zu verlassen, da verspürte ich einen Schauer durch meine Adern rieseln, aber als der Moment gekommen war, die Pflicht bis zum letzten Augenblick zu thun, da thaten wir in nüchterner Ueberlegenheit unsere Pflicht; für den Schauer von einst war keine Zeit geblieben. So einfach, so frei von sentimentalem Gefühl erscheint uns Soldaten der Kampf; aber er ist deshalb nicht geringer, nicht leichter geworden. Was soll der Soldat mit großen Gefühlen anfangen? Er braucht kaltes Blut. Mit je schlichterem Sinn der Soldat seiner sicherlich nicht leichten Pflicht nachkommt, um so schöner, um so deutscher ist sein Handeln.“

* * *

Man wird schnell abgestumpft durch die starken und immer wiederholten Eindrücke und Vorstellungen, in denen man lebt. Nur an wenigen Kampfstellen wird, zum Beispiel, die Winterlandschaft reich gewesen sein; und wenn man Wochen lang still liegt, wird Einem jede Stelle zum Ueberdruß. Schließlich kennt man jeden einzelnen Baum und Zaun; und so bringt jeder Ortswechsel ein Aufleben. Das befreiende Gefühl: „Hier kommst Du wenigstens niemals wieder her“, lernt Mancher erst draußen kennen. Jeder Kilometer Entfernung mehr von solchen Plätzen stellt ein Kapital an Wohlgefühl dar; und der Marsch, mag man ihn sonst bei dem beschwerten Körper-

gewicht nicht sehr schätzen, hilft dann wenigstens zu der Wohlthat einiger Abwechselung. Eintönig wird auch die soldatische Umwelt; das Neue des Feldlebens verliert bald seinen Reiz. Zunächst geben gewiß allerlei starke Schauspiele, etwa von Artilleriekämpfen, Anregung und ästhetischen Genuß, so daß man wie gebannt ist und selbst die eigene Sicherheit außer Acht verliert; aber auch Das läßt nach und man sieht sich die ewigen Uniformen, nichts als Uniformen, so über, daß man es als Erholung begrüßt, einmal wieder weibliche Wesen, einerlei, ob Marktweiber oder andere, alte oder junge, aber Wesen mit anderem Körperbau, anderen Gesichtern und Kleidern in Muße betrachten zu können. Das hat mit erotischen Empfindungen gar nichts zu thun; und man versteht nach solchen Erfahrungen, was für Zumuthungen die ausschließlich männliche Atmosphäre des Mönchklosters selbst an recht unerotische Menschen unter den Vätern und Brüdern gestellt haben muß. Ein mit mir zurückkehrender Hauptmann weigerte sich, den Kopf noch ein einziges Mal aus dem Zug zu stecken, als er erst drin saß, nur, um keine Soldaten mehr zu sehen; und er lebte auf und sprach es auch aus, als er in der ersten Station auf deutschem Boden Kellner und andere höchst gleichgiltige Civilisten sah und den Anblick förmlich einschlürfte. Zu all dieser Verarmung tritt dann der Mangel an Lecture und daher der Heißhunger, mit dem man über jeden Fetzen bedruckten Papiers herfällt. Das Erste, was mir draußen bei der Compagnie nahegelegt wurde, als man hörte, ich stünde mit Zeitschriften und Zeitungen in Verbindung, war: Lesefutter heranzuschaffen! Das geistige Leben ist eben reduzirt; man hat ja auch soldatisch wenig zu denken. Doch gewöhnt man sich leicht an einige Versimpelung, zumal das primitivste Körperleben so stark in den Vordergrund tritt; die Ansprüche sind demnach nicht einmal hoch. So muß man sich denn, zurückgekehrt und wieder bei seiner ersehnten geistigen Beschäftigung, sei es auch noch nicht einmal bei der beruflichen Arbeit, erst von Neuem anpassen und erlebt in den ersten Wochen leicht eine rapide Nervosität, weil das Schwergewicht der Existenz wieder nach dem Kopf verlegt wird und Dies zunächst eine starke Umlagerung der psychophysischen Energien voraussetzt. Man spürt den Vorgang förmlich körperlich. Herabgesetzt ist draußen auch das Gefühlsleben, nicht nur gegenüber den schlimmen Eindrücken, sondern allgemein; vermindert weniger in der Stärke als in der Mannichfaltigkeit. Von höheren Führern, denen ihre Verantwortung gewiß schwer auf der Seele liegt, sehe ich ab. Im Allgemeinen aber schalten die emotionalen Funktionen etwas aus, schon durch den Mangel an gemüthlicher Anregung. Einzelne Anreize bleiben bestehen, die man von Haus mitgebracht hat und die die Angelpunkte der ganzen reinmenschlichen Existenz darstellen: Frau und Kind, bei Jüngeren Eltern und Geschwister; um diese kreist nun das Gefühlsleben. Aber auch Das ermüdet und erschöpft durch die ewige Wiederkehr der starken Vorstellungen.

* * *

Jeder einfache Mann im Heer weiß, daß allerlei Wichtiges vorgeht, wovon nicht gesprochen werden darf. Die moderne Spionage hat diese Vorsicht peinlich verschärft. Ueberall predigen Maueranschläge der Linienkommandanturen: „Der deutsche Soldat muß für sein Vaterland nicht nur kämpfen, sondern auch schweigen können"; und Befehle der Obersten Heeresleitung fordern die Leute auf, im Falle ihrer Gefangennahme lieber zu sterben als Verräther zu werden. Oft hören sie aber auch wenig von dem letzten Sinn Dessen, das da vorgeht. Oft erfahren nicht einmal die Führer, was der höhere Befehlshaber mit seinen Weisungen bezweckt, die sie auszuführen haben. Die täglichen militärischen Befehle geben keine Begründung und keinen Kommentar; sie sind so kurz wie möglich, um so bestimmt wie möglich zu sein und doch Freiheit in der Wahl der Mittel zu lassen. Jedes überflüssige Wort steht bereits im Frieden beim Soldaten niedrig im Kurs, und wer sich nicht knapp ausdrücken lernt, kann es schon in der Reserve nicht weit bringen. Im Krieg aber sind die Befehle fast unheimlich lakonisch, weil ihre Kürze in einem paradoxen Verhältniß zur Bedeutung des Inhalts steht. ‚Die Division greift an': mehr vernimmt man oft von der Division nicht. Das reicht auch wie man aus Erfahrung weiß, für die Arbeit langer Stunden des Tages und der Nacht, wirft Vermuthungen, Hoffnungen auf Ruhe und Dergleichen mit wenigen Silben über den Haufen. ‚Das Regiment löst ein anderes in vorderster Linie ab': die paar Worte stellen die Truppe, die vielleicht soeben glaubte, für die Nacht einmal rückwärts zur Erholung zu kommen, plötzlich vor die verschärfte Aufbietung aller schon müden Kräfte, vor den sicheren Tod einer Anzahl Kameraden, und Jeder mag sehen, wie er sich in der Eile mit den kargen Worten abfindet; denn die Ausführung folgt ihnen meist auf dem Fuß. Und wenn man dann an einem der nächsten Abende in dem vordersten Graben sitzt und wartet, ob der Melder noch nicht kommt, der heute abend doch dem Bataillon die Ablösung nach hinten bringen wird, dann kommt der Melder, etwa um fünf Uhr nachmittags, steht plötzlich in der Dunkelheit auf dem Grabenrand und meldet: „Um fünf Uhr fünfzehn wird angegriffen." Das bedeutet: heraus aus dem nothdürftig hergerichteten Nachtlager in der Erde in eine Nacht ohne Lager, im frischen Erdloch, — wenn man so weit kommt. Da nehmen Freunde schnell im Voraus Abschied, aber mehr Worte als so ein Befehl machen sie auch nicht, haben ja gar keine Zeit dazu; manchmal ist es nur eine Straße und Hausnummer, die einem Kameraden noch mal ins Gedächtniß gerufen werden: Der weiß schon, was es besagen will. (Und Das nennt dann der gefühlvolle Feuilletonist ‚einen Abschied fürs Leben'.) Da lernt man die Bedeutung des Wortes kennen und jede unnöthige Silbe als Geschwätz empfinden. (Bruchstücke aus dem Buch „Von der Seele des Soldaten im Felde", das Herr Erich Everth bei Eugen Diederichs in Jena veröffentlicht.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

Das Mittel gegen Zuckerkrankheit

Jobnsol

gesetzlich geschützt

erprobt, wirksam, unschädlich, in allen Apotheken erhältlich.

Prospekte gratis. Alleiniger Fabrikant: Chem. Fabr. Apoth. Hans Sachs & Co., Berlin W. 62.

Heintze & Blanckertz

Fabrik Berlin NO

Ly 695

Schreibfeder mit Winkelspitze

KRONEN BÜCHER

Kronen-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68

Soeben erschien:

„Treue"

Roman

von

Margarete Böhme

1 Mark

KRONEN BÜCHER

Zu haben in allen Buchhandlungen, auf allen Bahnhöfen

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft" nur durch Max Kirstein Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10809, 10810.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

In **Bad Salzbrunn** sind bis zum 15. Juli eingetroffen: 4946 Kurgäste, 4867 Durchreisende, zusammen 9813 Personen, außerdem 53 287 Tagesbesucher.

BADEN-BADEN

Angenehmer Herbstaufenthalt.

Mildes Klima. Geschützte Lage. Glänzende Heilerfolge der Thermalbäder bei Kriegsverletzungen, Nervenentzündungen, Rheumatismus und Gicht. — Grossh. Heilanstalten mit allen Kurmitteln. — Inhalatorium. — **Bäder und Kurhaus während des ganzen Jahres geöffnet.** — Ermässigungen im Gebrauch der Bäder und Kurmittel an Kriegsverwundete und -kranke. — Konzerte, Theater, Vorträge, prachtvolle Spazlergänge. Bergbahn auf den Merkur (ausgezeichnet durch intensive Sonnenbestrahlung). Militärpersonen und ihre Angehörigen sind kurtaxefrei.

Auskunft u. Prospekte durch das städtische Verkehrsamt.

Großer Bilderatlas des Weltkrieges. Erste Lieferung. München, F. Bruckmann A.-G. Folioformat. Preis M. 2.—.

Unter diesem Titel beginnt soeben ein Kriegsbilderwerk zu erscheinen, das sich in Anlage und Aufbau wesentlich unterscheidet von allen bisher veröffentlichten illustrierten Kriegsgeschichten. Wie die Werkzeuge des Krieges, so haben sich auch die Mittel, ihn im Bilde darzustellen, zu großer Vollkommenheit entwickelt. Das zeigt sich an diesem Bilderbericht, der, nach den einzelnen Kriegsschauplätzen und innerhalb derselben chronologisch geordnet, in vollendeter Form die gewaltigen Vorgänge so deutlich und so erschöpfend wie möglich vor Augen führt. In der ersten Lieferung sieht man auf großen und schönen Bildern die ungeheure Begeisterung der Mobilmachungstage vorüberziehen, die jetzt gerade ein Jahr hinter uns liegen; man sieht die unerreichte Fürsorge für die Opfer des Krieges und die Mitarbeit des ganzen Volkes hinter der Front. Es werden später folgen die Kriegsereignisse in Belgien, Frankreich, Ostpreußen, Polen, Galizien, Serbien, in der Türkei und an den Dardanellen, im Kaukasus und in Aegypten; die Kämpfe zur See und in den Kolonien — alles wird an unseren Augen vorüberziehen, langsam, zu ruhigem, wiederholtem Betrachten einladend und ungleich den flüchtig auf dem Lichtschirm vorüberhuschenden Bildern, die dauernd nicht haften. Der Atlas bringt nur Wirklichkeitsbilder; Phantasiedarstellungen sind ausgeschlossen.

Das von Hermann Konsbrück bearbeitete Werk verzichtet — abgesehen von bald kürzeren, bald längeren erklärenden Unterschriften zu den einzelnen Bildern — mit voller Absicht auf umfangreiche Textbeigaben, die dem Wesen des Bilderwerkes widersprechen würden. Heute ist jedem überreiche Gelegenheit geboten, „Kriegsgeschichte" zu lesen, die zunächst nur Tagesgeschichte sein kann; der Bilderatlas in seiner planvollen Anordnung ist die notwendige Ergänzung des gedruckten Wortes.

Außer den Bildern werden wichtige Urkunden im Faksimile gegeben, die zusammen mit den Seitenüberschriften die zeitliche Folge der Ereignisse ausreichend erläutern. Dem unerhörten Lügenfeldzug unserer Gegner wird die gebührende Beachtung geschenkt; Stimmungsbilder aus dem Lager der Feinde ergänzen in willkommener Weise das Gesamtbild. Der erste Band des Werkes wird bis Weihnachten fertig vorliegen, der zweite erscheint im nächsten Jahr. Für den Fall die noch kommenden Ereignisse es nötig erscheinen lassen sollten, ist ein Ergänzungsband vorgesehen, der auch alle die Bilder enthalten würde, die heute aus Gründen der Landessicherheit nicht veröffentlicht werden dürfen.

Wir verweisen auf den diesem Hefte beiliegenden illustrierten Prospekt.

Für Inserate verantwortlich: D. Brasch. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.